



Wir haben
und nehmen
uns Zeit

30 Jahre
Johanniter

Frühling 2017

3	Editorial des Stiftungsratspräsidenten
4	Ein gelungenes Experiment: Die Leitsätze des Johanniter
6	Werte erkennen und schätzen
8	Gemeinsamer Lebensraum als Geschenk
10	Behütende Pflege und Sorgfalt
12	Hohe Qualitätsstandards
14	Wir haben und nehmen uns Zeit
16	Lebensqualität im Zentrum
18	Mit Freude kochen und servieren
20	Rückgrat des Hauses
22	Flexible und zuverlässige Dienstleister
24	An der Seite der Bewohnerinnen und Bewohner
26	Unmögliches möglich machen
28	Attraktiver Ausbildungsplatz für engagierte junge Menschen
32	Blick zurück zu den Anfängen

Diese Publikation erscheint anlässlich des 30-jährigen Jubiläums
des Alters- und Pflegeheims Johanniter.

Konzept, Redaktion und Texte: Sylvia Scalabrino, Basel
Gestaltung und Bildkonzept: Beat Keusch Visuelle Kommunikation, Basel
Fotografien: Christoph Kern, Basel; S. 32: unbekannter Fotograf;
S. 35: Niggi Bräuning, Basel
Bildbearbeitung: Andreas Muster, mustera, Basel
Korrektur: Doris Tranter, Basel
Druck: Kreis Druck AG, Basel
Auflage: 3000
April 2017

Liebe Leserinnen und Leser

Der «Johanniter», wie es im Volksmund heisst, ist 2017 dreissig Jahre alt geworden. Die Gründung erfolgte in einer Zeit, in der im Kanton Basel-Stadt akuter Mangel an Heim- und Pflegeplätzen herrschte. Lange Wartelisten waren damals im ganzen Kanton die Regel. Die Evangelisch-reformierten und die Römisch-Katholischen Kirchgemeinden des St. Johanns sowie die Christkatholische Kirche haben sich damals entschlossen, unter einer gemeinsamen Trägerschaft das Heim zu errichten, das im Jahr 1987 eröffnet wurde.

Die Zeiten haben sich geändert. Heute besteht, zumindest vorübergehend, ein Überangebot an Heimplätzen. Dass es für den Eintritt in den Johanniter auch heute noch Wartelisten gibt, ist kein Zufall: Die Qualität von Betreuung und Pflege ist überdurchschnittlich hoch. Dank dem engagierten Leitungsteam und seinen Mitarbeitenden ist der Johanniter für die Bewohnerinnen und Bewohner Heimat, in der behütende Pflege und Sorgfalt aus einer christlichen Grundhaltung heraus tagtäglich gelebt werden. Hier hat man und nimmt man sich Zeit. Zudem ist das Heim 2016 als erstes Alters- und Pflegeheim in der Region für seine herausragenden Leistungen in der Palliativpflege zertifiziert worden. Damit haben wir noch mehr Gewicht auf eine hohe Lebensqualität in der gewohnten Umgebung, auch am Ende des Lebens unserer Bewohnerinnen und Bewohner, gelegt. Am Rande des St. Johanns-Parks, am Rhein, mit Sicht auf die Stadt, befindet sich unser Haus ausserdem auch geografisch an einem privilegierten Standort.

Aus all diesen Gründen ist der Johanniter auch ein attraktiver Arbeitsort für heutige und künftige Mitarbeitende: weil wir der Aus- und Weiterbildung einen hohen Stellenwert einräumen, weil Qualitätsmanagement für uns nicht nur ein Schlagwort ist – und weil Mitarbeitende und Lernende gezielt begleitet, unterstützt und gefördert werden.

Qualität zu steigern, wenn man schon so gut auf Kurs ist, ist nicht einfach. Genau das aber bleibt auch künftig unser Ziel: in der Betreuung und Pflege, als Arbeitgeber und auch bezüglich Infrastruktur. Unser Haus ist dreissig Jahre alt. Unsere detaillierte Liegenschaftsanalyse hat den anstehenden Renovations- und Modernisierungsbedarf aufgezeigt. Bis Ende 2017 sollen die Eckwerte für eine Sanierung Anfang der 20er Jahre stehen. Besondere Berücksichtigung erfordert die Rücksichtnahme auf unsere Bewohnerinnen und Bewohner und auf unsere Mitarbeitenden.

Zum 30-Jahr-Jubiläum vermitteln wir Ihnen mit dieser Jubiläumsschrift einen Einblick in das vielfältige Leben und Arbeiten in unserem Haus. Wir wünschen Ihnen eine spannende und anregende Lektüre.

Werner Hornstein, Stiftungsratspräsident Alters- und Pflegeheim Jonanniter

Ein gelungenes Experiment: Die Leitsätze des Johanniter

Auf unser 30-Jahr-Jubiläum hin haben verschiedene Gruppen von Mitarbeitenden und Stiftungsratsmitgliedern in Workshops für sich und ihren Verantwortungsbereich neue Leitsätze formuliert. Die Leitsätze bringen klar und konzentriert auf den Punkt, wie wir uns und unsere Arbeit definieren, wie wir uns das Zusammenleben und die Zusammenarbeit im Johanniter vorstellen – und wie wir wahrgenommen

werden möchten. Von aussen und von innen, heute und in Zukunft. Die Kernaussagen der Leitsätze werden Ihnen auf den folgenden Seiten unserer Jubiläumsschrift wiederbegegnen. Wenn jene Menschen zu Wort kommen, die den «Geist» des Johanniter ausmachen: Bewohnerinnen, Mitarbeitende und Menschen, die sich seit Jahren im Johanniter engagieren.

Wir sind Branchenleader in Basel, weil wir ein heimatlicher Ort sind, an dem behütende Pflege und grösstmögliche Sorgfalt aus einer christlichen Grundhaltung heraus gelebt werden.

Wir in der Geschäftsleitung übernehmen Verantwortung, weil wir im umfassenden Sinn Werte erkennen und schätzen und die Ressourcen entsprechend sorgfältig und gezielt einsetzen.

Wir haben und nehmen uns Zeit für die Pflege und arbeiten an hohen Qualitätsstandards, weil für uns die Lebensqualität der Bewohnerinnen und Bewohner im Zentrum steht, insbesondere auch in der Palliative Care.

Wir Pflegende fühlen uns wohl im Johanniter, weil wir uns gegenseitig vertrauen und den gemeinsamen Arbeitsplatz und Lebensraum als Geschenk erfahren.

Wir von der Verwaltung sind für unser Gegenüber DIE kompetente und flexible Anlaufstelle, weil der Mensch für uns im Mittelpunkt steht und wir versuchen, das Unmögliche möglich zu machen.

Wir von der Gastronomie servieren mit Freude abwechslungsreiche, kreativ gekochte Gerichte mit frischen Produkten, weil uns das Lächeln der Bewohner am Herzen liegt.

Wir freiwillige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter stehen an der Seite der Bewohnerinnen und Bewohner, weil wir uns gerne Zeit für sie nehmen und Freud' und Leid mit ihnen teilen.

Wir von der Berufsbildung bieten vielen engagierten jungen Menschen einen attraktiven Ausbildungsplatz, weil wir unsere Lernenden gezielt auswählen, ausbilden, sie eng begleiten und ihr Potenzial individuell fördern.

Wir vom Unterhalt und der Hauswirtschaft sind das Rückgrat des Hauses, weil wir flexible und zuverlässige Dienstleister zum Wohle aller sind.

Urs Baudendistel, 57, Leiter Alters- und Pflegeheim Johanniter

Was ist für uns in der Geschäftsleitung, für Iris Bütler (Leiterin Pflege), Cilly Haener (Leiterin Hotellerie) und mich essenziell bei der operativen Leitung des Johanniter – heute und in Zukunft? Wir in der Geschäftsleitung haben in den Mittelpunkt unseres Leitsatzes die Werte gestellt: Werte erkennen, schätzen, Verantwortung wahrnehmen.

Werte verstehen wir in einem sehr umfassenden Sinne. Wertvoll ist alles, was zu einem guten Gelingen der vielen sehr unterschiedlichen Aufgaben des Johanniter beiträgt, eine hohe Lebensqualität für die Bewohnerinnen und Bewohner und eine hohe Arbeitsplatzqualität für unsere Mitarbeitenden ermöglicht. Das ist eine anspruchsvolle Aufgabe, denn ein Heim ist ein sehr besonderes Menschen-Unternehmen: Rund um die Uhr haben wir es mit sehr vielen sehr unterschiedlichen Menschen zu tun, existenziellen Lebensfragen, individuellen Biografien und individuellen Bedürfnissen. Mehrere hundert Menschen sind mit dem Johanniter direkt oder indirekt verbunden: Bewohnerinnen und Bewohner, Zu- und Angehörige, Mitarbeitende, externe Dienstleister, Stiftungsräte und Tagesgäste.

Den Bedürfnissen und Anforderungen all dieser unterschiedlichen Menschen versuchen wir täglich auf höchstem Niveau gerecht zu werden. Gerade deshalb braucht es in einem grossen Betrieb wie dem unsrigen auch eine gewisse kompetente Routine als zuverlässiges Gelände – und Werte, allgemein akzeptierte Regeln als Basis, die den spezifischen «Geist» im Johanniter ausmachen. Dazu gehört zuallererst der wertschätzende Umgang miteinander auf Augenhöhe. Aber auch ein gemeinsames Qualitätsverständnis, klare Kommunikationsregeln und klare Vorgaben und Regeln für die Mitarbeitenden. Nur so können wir als grosses Haus in allen Bereichen auch im Kleinen Geborgenheit und verlässliche Sicherheit für Bewohner und Personal bieten.

Werte erkennen, schätzen und sorgfältig mit ihnen umgehen heisst für uns als Geschäftsleitung aber auch, mit Werten in einem ganz handfesten Sinn verant-

wortungsvoll umgehen: mit menschlichen und finanziellen Ressourcen. Das beginnt bei der Budget- und Einsatzplanung unseres Personals und geht bis hin zur bewussten Schwerpunktsetzung für neue Projekte.

Der Erfolg und die Innovationskraft des Johanniter haben auch damit zu tun, dass wir unsere Ressourcen vorausschauend planen, uns im Alltag nicht verzetteln und bewusst Prioritäten setzen. Deshalb war auch die umfassende Spezialisierung des ganzen Hauses in Palliative Care möglich. Dass wir als einziges Alters- und Pflegeheim der Nordwestschweiz dafür national zertifiziert worden sind, ist eine Bestätigung dafür, dass wir auf dem richtigen Weg sind.

Werte erkennen
und schätzen





Gemeinsamer Lebensraum
als Geschenk

Lilianne Bobbart, 88, Bewohnerin

Ich bin in Lausanne aufgewachsen, am schönen blauen Lac Léman. Mit 16 bin ich nach Zürich umgezogen, um Deutsch zu lernen, und habe in einer Konditorei gearbeitet. Ob ich Heimweh gehabt habe? Nun ja, in Zürich gab es immerhin einen See. Sagen wir: ein Seelein, nicht wie der Lac Léman. Ich bin dann wieder nach Lausanne zurückgekehrt und habe in einem Tea Room und bei Golay-Buchel, einem Schmuck- und Edelsteingeschäft, gearbeitet. Dann habe ich meinen Mann kennengelernt. Als ich das erste Mal mit ihm ausging und spät nach Hause kam, gab es ein Donnerwetter. Ich habe gesagt: Das ist nur ein collègue vom Turnen. Meine Brüder haben mich dann geneckt, als wir geheiratet haben: Soso, dein Mann ist also nur ein collègue! Wir sind später nach Basel gezogen, wo ich jetzt seit 67 Jahren lebe. Ich habe zwei Töchter, einen Sohn, sechs Grosskinder und vier Urgrosskinder.

Vor zwei Jahren ist mein Mann gestorben. Er war dement und war zuletzt im Johanniter. Ich bin nach seinem Tod in unserer Wohnung gestürzt, bin lange liegengeblieben und kam schliesslich ins Spital. Dann fanden meine Kinder, ich müsse in ein Pflegeheim. Ich dachte mir: Mein Mann war hier, der Johanniter ist schön, hell, die Zimmer sind hübsch – und es hat erst noch einen Park gleich nebenan. Vor einem Jahr bin ich also hierher gezogen. O nein, das war nicht einfach, chasch danke, wenn man ein Leben lang einen eigenen Haushalt geführt hat. Aber ich sehe hier von meinem Zimmer und von meinem herzigen Terrässli aus direkt auf den Rhein. Der fliesst und fliesst und fliesst ... Trübe Gedanken lasse ich dann einfach den Bach runter.

Die Pflegerinnen und Pfleger hier sind sehr, sehr nett – nicht geheuchelt nett, sondern ehrlich nett. Und so geduldig. Da muss man wirklich dankbar sein, das ist nicht selbstverständlich. «Meine Krankenschwester» Rosmarie macht mir jeden Abend das Bett schön zurecht, wie im Hotel. Und sowas wie letzte Weihnachten, also das muss ich schon sagen, so etwas habe ich noch nie erlebt. Alles in meiner Lieblingsfarbe Blau geschmückt und Lichter und Weihnachtsbäume im ganzen

Haus bis in den Keller hinunter, stellen Sie sich das mal vor! Herr Bodendistel – entschuldigen Sie mein Romand-Schwitzerdütsch: Herr Bau-dendistel – hat eine schöne Ansprache gehalten. Es gab feines Essen, Musik, auch Gottesdienst mit verschiedenen Pfarrern. Alles ganz festlich. Die grösste Weihnacht meines Lebens, ganz ehrlich. Formidable.

Ja genau, das ist ein FCB-Fan-Schal. Den habe ich gestrickt. Aber Achtung! Nicht hervorheben, der muss versteckt bleiben. Der ist für Pfleger Stefan. Eine Überraschung zu seinem Geburtstag. Mit Stefan Witze machen ist wunderbar, und er lacht auch gerne mit mir. Ich weiss nur noch nicht, wie ich das mit dem Ball auf dem goldenen FCB-Emblem hinkriege. Daran studiere ich jetzt sogar nachts herum. Ich stricke fürs Leben gerne. Auch Sachen für mich, jetzt gerade einen weissen Pullover. Ich habe gerne schöne Sachen. Wie meinen Ring mit dem grünen Stein, den ich mir aus dem Ehering meines Vaters habe machen lassen. Ich bin überhaupt gerne aktiv. Habe immer gerne Sport getrieben. Landhockey war mein Hobby. Das geht jetzt natürlich nicht mehr. Aber ich muss immer was tun. Zum Beispiel helfe ich gerne beim Gemüserüsten hier im Johanniter. Wir Romands sind ja gesellige Menschen. Manche Bewohner sagen: Ich habe genug gearbeitet in meinem Leben. Ich sage: Ja, ich auch, aber etwas tun und Gesellschaft haben ist doch schön! Es soll halt jeder das tun, was für ihn oder sie stimmt.

Klar bin ich hier jetzt daheim. Aber daheim daheim ist natürlich am Lac Léman. Wenn ich mal sterbe, möchte ich, dass meine Asche im Lac Léman verstreut wird. In diesem wunderbaren blauen See mit den Reben und den schönen alten Häusern. Wo meine Mutter gelebt hat.

Claudia Gasser, 52, Pflegefachfrau HF

Ich bin diplomierte Krankenschwester AKP und habe in ganz verschiedenen Kantonen gearbeitet: im Thurgau, im Tessin, im Jura, im Appenzell . . . an vielen Orten und vielen Spitälern. Nach meiner Heirat, und als die Kinder da waren, wurde das schwierig mit den Arbeitszeiten. Ich habe mich dann beruflich umorientiert und eine Weiterbildung gemacht als Mediatorin und Primarlehrerin.

Nach dem Tod meines Partners fiel ich in ein Loch. Ich spürte: Ich muss etwas ändern in meinem Leben, wieder vorwärtsschauen. Ich bin an einem Sonntag im St. Johann spazieren gegangen und dachte: Der Johanniter ist ein wunderschöner Ort mit dem Park und dem Rhein. Das war ein Zeichen, DIE Chance. Und ich habe sie gepackt.

Seit anderthalb Jahren arbeite ich nun im Johanniter. Besonders geschätzt habe ich, dass ich gleich von Anfang an intensiv weitergebildet und gefördert wurde in ganz verschiedenen Bereichen: Palliative Care, Kinästhetik und auch im Umgang mit den sogenannten RAI-Kriterien, den Beurteilungskriterien für die Pflegeeinstufungen in der Langzeitpflege. Wir Pflegefachpersonen HF, «Krankenschwestern» hiess das früher, haben eine grosse Verantwortung in Alters- und Pflegeheimen, und das schätze ich sehr. In einem Akutspital haben vor allem die Ärzte das Sagen, auch wenn sie in der Pflege weniger Erfahrung haben als wir. Hier können wir unsere fundierte Ausbildung mit viel Eigenverantwortung anwenden. Es ist auch nicht so hektisch in einem Heim. In Akutspitälern werden die Menschen, gerade mit den neuen Pflegepauschalen, sofort wieder weggeschickt. Die Patienten kommen und gehen. Hier können wir eine echte Beziehung zu unseren Bewohnerinnen und Bewohnern aufbauen.

Am liebsten arbeite ich auf der Demenzabteilung. Gar nicht erstaunlich, nein. Demente Menschen spüren sehr klar, wie man drauf ist und ob man bei der Sache ist. Sie spüren einfach alles. Sie sind transparent und klar und fadengerade heraus. Da lernt man auch viel über sich selbst. Die meisten sind auch sehr lieb und anhäng-

lich. Es läuft alles über die emotionale Ebene. Mit Wärme, Zuneigung, Herzlichkeit und unserer professionellen Ausbildung kann man viel bewirken und bekommt auch viel zurück. Manchmal müssen wir auch Tricks anwenden, um unsere dementen Bewohnerinnen und Bewohner zu etwas zu bewegen. Aber wir kennen sie ja sehr gut, also fällt uns immer etwas ein.

In meinem Job erledige ich auch sehr viel Organisatorisches. Die umfangreichen Pflegedossiers über unsere Bewohnerinnen und Bewohner nachführen, kontrollieren und beurteilen zum Beispiel. Aber auch die Lernenden und Studierenden anweisen, begleiten und in Dienste einteilen. Das ist eine anspruchsvolle Management-Aufgabe. Auch die Medikamentenabgabe kontrollieren und die Pflegeeinstufungen überprüfen.

Es ist unglaublich, wie viele Medikamente gewisse Ärzten Bewohnerinnen und Bewohnern verschreiben. Natürlich halten wir uns strikte an die Verordnungen der Ärzte, das ist ja klar, aber wenn Sie mich fragen: Ich finde das absurd. Es gab schon Fälle, da wurden alle Medikamente abgesetzt in der allerletzten Lebensphase, weil das in der Palliative Care richtig ist und auch vonseiten der Ärzte so verordnet wurde. Und siehe da: Plötzlich ging es den Menschen besser.

Ich arbeite sehr gerne im Johanniter. Ich habe ja schon an so vielen Orten gearbeitet, in acht Kantonen, aber der Johanniter ist eines der besten Heime, die ich kenne. Vielleicht auch wegen der gegenseitigen Wertschätzung. Ich weiss zum Beispiel: Ich kann mich jederzeit an meine Vorgesetzten wenden, wenn ich ein Problem habe. Ein fachliches oder persönliches. Das ist gar nicht selbstverständlich. Und wenn ich aus den Ferien zurückkomme und wieder arbeite, sagen alle: So schön, dass du wieder da bist! Das ist doch genial.



Behütende
Pflege
und Sorgfalt

Hohe
Qualitätsstandards



Petra Khemkhoun, 44, Pflegefachfrau Langzeitpflege

Ich bin im Berner Oberland aufgewachsen, in einem kleinen Dorf bei Meiringen, und habe eine Ausbildung als Krankenschwester AKP im Regionalspital Interlaken begonnen. Als ich 19 war, starb mein Vater an Krebs. Ich habe die Ausbildung abgebrochen, weil ich in dieser Lebensphase mit Pflege nichts mehr zu tun haben wollte. Ich habe dann Zahnarztgehilfin gelernt und ganz viel Verschiedenes gemacht. Im Service gearbeitet zum Beispiel und in der Migros Rheinfelden die Gemüseabteilung «geschmissen», wo mir die älteren Kundinnen sehr ans Herz gewachsen sind. Da habe ich wieder an das angeknüpft, was mir so sehr entspricht: an die Pflege. Ich habe danach mit Behinderten gearbeitet und zwölf Jahre lang in einem Alters- und Pflegeheim in Basel. Ich habe mich immer weitergebildet, zuerst zur Pflegefachperson Betreuung FaBE, danach zur Fachfrau Gesundheit FaGe.

Vor zwei Jahren habe ich mich im Johanniter beworben. Eigentlich dachte ich: Die nehmen mich sowieso nicht, mit Kopftuch. Aber ich habe mich am gleichen Tag noch vorstellen können und habe die Stelle bekommen.

Warum ich ein Kopftuch trage? Ich bin vor 13 Jahren zum Islam konvertiert. Mein Mann ist Algerier. Ich bin ein sehr praktischer und bodenständiger, aber auch sehr spiritueller Mensch. Alle unsere monotheistischen Religionen fassen doch auf demselben Prinzip: Die Liebe steht im Vordergrund. Für mich war das nur ein logischer Schritt. Altes Testament, Neues Testament, Koran, ... der Islam ist doch einfach das Dritte im «Dreierpäckli». Bei der Arbeit trage ich das Kopftuch halsfrei schön nach oben zurechtgesteckt. Den Bewohnerinnen und Bewohnern fällt das gar nicht gross auf – oder sie fragen nicht. Jedenfalls habe ich bisher keine negativen Reaktionen gehört. Wie man menschlich miteinander umgeht, ist ihnen und mir viel wichtiger.

Ich bin Mitglied der Fachgruppe HF. In der Fachgruppe sind wir sechs bis acht Personen aus allen Bereichen und arbeiten gemeinsam kontinuierlich

daran, die Qualität im Johanniter auf höchstem Niveau zu halten und auszubauen. Wir treffen uns alle ein bis zwei Monate. Unsere Qualitätsbeauftragte bringt Themen ein, wir können sie ergänzen – und dann werden Konzepte ausgearbeitet und umgesetzt. In anderen Betrieben legt man nicht so viel Wert darauf, dass Erfahrungen von den Mitarbeitenden einfließen. Da gibt es auch keine so spezialisierten Qualitätsgruppen. Vor einem halben Jahr haben wir das Medikamentenkonzept kritisch überprüft. Wir haben auch ein neues Hygienekonzept ausgearbeitet. Wichtig sind einheitliche, hohe Standards gerade auch für die Palliative Care. Dass wir als einziges Heim in der Nordwestschweiz zertifiziert worden sind, hat uns alle mächtig stolz gemacht! Ich selbst habe mich auch nochmals weitergebildet. In Palliative Care, wie wir alle im Johanniter. Aber auch in Psychogerontologie. Je mehr man lernt und weiss, desto mehr erkennt man die vielen Zusammenhänge und wie alles miteinander vernetzt ist.

Ich arbeite sehr gerne im Johanniter. Unsere Arbeit wird hier sehr wertgeschätzt, auf allen Stufen. Kritisches Feedback ist wichtig und wird auch gegeben. Aber konstruktiv. Hier wird sehr klar kommuniziert, was die Regeln sind. Es gibt klare Richtlinien und Vorgaben, und alle halten sich daran. Das ist wichtig für hohe Qualitätsstandards. Gleichzeitig ist die Atmosphäre im Johanniter sehr menschlich. Man darf auch mal sagen: Heute geht es mir nicht so gut. Dann hilft und unterstützt man sich gegenseitig.

Einmalig in der Region: Umfassende Palliative Care für ein besseres Leben in der letzten Lebensphase

Jedes Alters- und Pflegeheim wird mit der Frage konfrontiert, wie es seine Bewohnerinnen und Bewohner in der letzten Lebensphase optimal betreuen und pflegen kann, zumal die Menschen heute in immer höherem Alter eintreten.

In dieser Phase kann ein Heim vieles falsch und sehr viel richtig machen, so professionell die Pflege sonst auch sein mag. Die Verantwortlichen des Johanniter haben sich vor zwei Jahren deshalb entschieden, sich auch in der Palliative Care zu spezialisieren. Iris Bütler, Geschäftsleitungsmitglied und Leiterin Pflege und Betreuung, konnte dabei ihre umfassenden Kenntnisse einbringen, da sie zuvor die Palliativabteilung des Diakoniewerks Bethanien in Zürich erfolgreich aufgebaut hatte.

Palliative Care, Palliativpflege – was heisst das überhaupt? Der Begriff ist vom Lateinischen palliare (umhüllen) abgeleitet. In Kombination mit dem englischen Care (Sorge, Achtsamkeit, Pflege) meint das die umfassende Pflege und Begleitung von Menschen und die Linderung von Krankheitsbeschwerden in einer Phase, in der Heilung anerkanntermassen nicht mehr möglich ist. Es geht darum, unheilbar kranken Menschen eine hohe Lebensqualität bis zum Tod zu ermöglichen. Freude auch. Und schmerzfreies und friedliches Abschiednehmen am bisherigen Wohnort ohne eine Überweisung in ein Akutspital.

Der Johanniter ist nach einer umfassenden Weiterbildung aller Mitarbeitenden in allen Bereichen im Frühjahr 2016 als einziges Alters- und Pflegeheim in der Region in Palliative Care national zertifiziert worden. Palliative Care im Johanniter umfasst sowohl körperliche als auch seelische, soziale und, wenn gewünscht, auch spirituelle Kriterien bei der Pflege und Betreuung von Palliativpatientinnen und -patienten. Die Autonomie der Bewohnerinnen und Bewohner ist dabei zentral. Sie bestimmen, was sie in der letzten Lebensphase noch oder nicht mehr wollen.

Das Palliative Care-Konzept des Johanniter ist interdisziplinär ausgerichtet, so dass ein regelmässiger enger

Austausch zwischen Bewohnerinnen und Bewohnern, An- und Zugehörigen, Pflegenden, Ärzten und weiteren Spezialisten stattfindet. Pflegende im Johanniter verfügen heute nach der umfangreichen Ausbildung auch über qualifizierte medizinische Kenntnisse der Symptombekämpfung und Schmerzlinderung. Dank dieser Spezialisierung hat der Johanniter in Zusammenarbeit mit führenden Ärztinnen und Ärzten auch einen wegweisenden Leitfaden für alle Basler Hausärzte ausgearbeitet.

An- und Zugehörige werden im Johanniter eng in die Palliative Care miteinbezogen und in schwierigen Situationen nicht alleine gelassen. Sie dürfen und sollen im Haus jederzeit ein und aus gehen, werden von Anfang an begleitet und in alle Entscheidungen aktiv miteinbezogen. Auch nach dem Tod ihrer Liebsten lässt der Johanniter sie nicht alleine. Abschiedsrituale, ob religiös geprägt oder nicht, helfen Angehörigen und Pflegenden, von unseren Bewohnerinnen und Bewohnern am Ort ihres letzten Lebensabschnitts in Würde Abschied zu nehmen. Der Johanniter unterstützt An- und Zugehörige auch bei all dem, was administrativ nach dem Tod ihrer Liebsten auf sie zukommt.

Für Interessierte hat der Johanniter zwei ausführliche Informationsbroschüren zur Palliative Care und allgemein über die allerletzte Lebensphase verfasst. Sie vermitteln wertvolles Wissen auf der Grundlage einer langjährigen Erfahrung. Die Broschüre kann kostenlos beim Empfang des Johanniter bezogen werden.

Wir haben
und nehmen
uns Zeit





Lebensqualität
im Zentrum

Uschi Benkert, 71, Ehefrau eines im Johanniter verstorbenen Bewohners

Mein Mann Felix ist an Alzheimer erkrankt. Ich habe ihn sechs Jahre lang zu Hause gepflegt. Dann schaffte ich es nicht mehr alleine. 2014 musste ich ihn ins Spital einweisen lassen. Das war der schlimmste Tag in meinem Leben. Ich wusste, dass er nie mehr heimkommen würde. Ich weiss im Kopf, dass ich mir keine Vorwürfe machen muss. Und doch ist es heute noch so schwer, das zu akzeptieren.

Vom Spital ist Felix in den Johanniter überwiesen worden, in eine der Wohngruppen für demente Bewohnerinnen und Bewohner. Das ging gar nicht gut. Mein Mann hat sich nicht wohl gefühlt in seinem neuen Umfeld, war gestresst und hat oft laut geschrien. Anders konnte er sein Unglück nicht mehr ausdrücken. Zusammen mit der Heimleitung und der Pflege haben wir die Situation ausführlich besprochen und gemeinsam eine neue Lösung gesucht. Wir haben ihn in eine andere Abteilung verlegt. Komm, habe ich meinem Mann gesagt, jetzt machen wir es uns in deinem neuen Zimmer richtig gemütlich! Vielleicht mochte er die Mitbewohner in der alten Station nicht, ich weiss es nicht. Er konnte ja nicht mehr sprechen. Jedenfalls ging es ihm auf der neuen Abteilung plötzlich sehr gut. Er hat wieder gelacht, er fühlte sich wohl. Nach einem epileptischen Anfall konnte er für kurze Zeit wieder sprechen. Aber dann verlor er die Sprache leider wieder.

Ich habe ihn jeden Tag besucht. Vom Nachmittag an bis am Abend, wenn er ins Bett gebracht wurde. Die Pflegenden im Johanniter waren grossartig. Haben sich auch um mich liebevoll gekümmert und mich nicht alleine gelassen. Sie haben auch sein Bett zum Aufenthaltsraum auf der ersten Etage geschoben. Mein Mann war immer ein geselliger Mensch. Ich bin überzeugt, dass ihm das gutgetan hat: dabei zu sein bei den Menschen, auch wenn er nicht mehr dabei sein konnte. Die Pflegenden von Jürgen Nussbaumers Team haben intensiv nach ihm geschaut und ihm auch seine Lieblingsmusik abgespielt: Kris Kristofferson und Country Music, die er so sehr liebte. Sie kannten seine Vorlieben, deshalb haben sie ihm auch so viel Gutes tun können am Ende seines Lebens.

Am Abend vor seinem Tod, vor einem Jahr, hat er sich verabschiedet von mir. Hat meinen Arm gestreichelt, mir noch einen Kuss gegeben. Das habe ich erst später realisiert, dass das der Abschied war. Aber es ging so viel schneller, als wir das alle gedacht hatten. Sonst wäre ich selbstverständlich bei ihm geblieben. Der Johanniter hat mich sofort angerufen und ich kam. Saed Hamdam und Nadine Reimann, die ihn gepflegt haben, haben mich fest in den Arm genommen und waren für mich da. Wie sie auch für ihn da waren in seiner Todesstunde: Saed hat meinem Mann kurz vor seinem Tod noch auf der Ukulele ein Lied vorgespielt. Und mein Mann habe die Hand gehoben und mit den Fingern über die Saiten gestrichen. Es tat so gut, das von Saed zu hören. Saed und Nadine haben meinen Mann auch schön zurechtgemacht und seinen rosa Lieblingspullover angezogen. Ihn nicht einfach nur in irgendeinem Spitalhemd liegen lassen.

Meine Mutter ist auch in einem Alters- und Pflegeheim gestorben. Aber die hatten nie Zeit und haben sich nicht so liebevoll um die Bewohner gekümmert. Im Johanniter habe ich das anders erlebt. Dass der Johanniter für meinen Mann nach seinem Tod noch ein so schönes Abschiedsritual organisiert hat mit mir und seinen Pflegenden, hat mich richtig entlastet. Eigentlich fühlte ich mich verpflichtet, die offizielle Trauerfeier sofort organisieren zu müssen. Die Feier im Johanniter war dann aber so schön und innig, dass ich dachte: Jetzt ist es gut, jetzt kann das warten, bis ich dazu bereit bin.

Ich bin mit dem Johanniter immer noch eng verbunden. Komme ab und zu vorbei und besuche all jene Menschen, die mich während meiner schweren Zeit begleitet haben: Bewohnerinnen und Bewohner und Pflegenden. Es tut immer noch so weh, aber auch gut, dass ich diese Menschen sehe. Jetzt muss ich vorwärts schauen. Ich werde mit der Tochter einer Bewohnerin, die ich im Johanniter kennengelernt habe, drei Wochen lang auf eine Reise nach Ägypten gehen. Ferien. Zum ersten Mal seit langem.

Franck Schillinger, 44, stellvertretender Bereichsleiter Küche

Ich bin im Elsässischen Wittelsheim und in Fessenheim aufgewachsen. Meine Mutter ist Aargauerin, mein Vater Elsässer. Meine Ausbildung habe ich an der Hotelier-Fachschule in Guebwiller abgeschlossen. Dann habe ich in vielen Gourmetrestaurants gearbeitet. Puh! In Südfrankreich, Saint-Raphaël, und während der Skisaison auch in den französischen Alpen. Später in Basel, im französischen Restaurant des Zolli, in der Reha-Klinik, bei Compass Group. Seit 2005, also seit zwölf Jahren, arbeite ich jetzt im Johanniter. Stimmt, das ist eine lange Zeit. Ich würde mir . . . wie sagt man so schön: eher ein Bein abschneiden als meine Stelle wechseln, wirklich. Wir sind ein tolles Team in der Gastronomie, 15 Leute aus ganz verschiedenen Nationen: Schweiz, Frankreich, Deutschland, Sri Lanka, Spanien. Wir sind wie eine Familie. Es geht bei uns im Johanniter menschlich zu, auch wenn es in der Küche oft hektisch ist. Und alle wissen immer, dass wir top sein müssen.

Pro Tag kochen wir mittags und abends für rund 200 Gäste. Am Mittag für die 134 Bewohnerinnen und Bewohner und das Personal. Und von montags bis freitags auch für die Kinderkrippe nebenan. Abends nochmals für die Bewohner. Immer frisch. Also keine vorgekochte, aufgewärmte Massenware und Mikrowelle oder so wie in anderen Betrieben! Auch nicht «aus dem Wasser gezogen», sondern mit Rasse. So, dass es gut verträglich ist und trotzdem gut schmeckt. Die Bewohnerinnen und Bewohner haben täglich die Auswahl zwischen ganz verschiedenen Menüs, auch vegi – und abends gibt's neben den Menüs auch immer Café complet und Birchermüesli, was unsere Bewohnerinnen und Bewohner besonders mögen. Für unsere Desserts sorgt unser spezialisierter Pâtissier.

Qualität heisst für mich nicht nur, saisongerecht und mit frischen Zutaten kochen. Das Wichtigste für uns ist, dass unsere Bewohnerinnen und Bewohner glücklich sind. Das tönt jetzt vielleicht etwas übertrieben, aber ich sage immer: Wer hier einfach nur «kochen» will, ist fehl am Platz. Das fängt bei der Komposition der Menüs an und geht weiter bis zur schönen Präsentation. Bei

uns geht nichts raus, ohne dass es auch gut aussieht. Natürlich kennen wir mittlerweile die Vorlieben unserer Gäste und ihre Lieblingsmenüs sehr genau. Kartoffelstock und Randensalat zum Beispiel könnten wir jeden Tag kochen. Oder Gehacktes mit Hörnli und Apfelsmus, Leberli und Rösti oder Wähe. Vor allem Wähe. Wir achten aber auf Vielfalt. Ich persönlich koche privat sehr gerne asiatisch. Das haben die Bewohner aber gar nicht gern, also lassen wir es. Das wird in fünfzig Jahren vielleicht mal anders, wer weiss.

Wenn jemand der Bewohnerinnen und Bewohner Geburtstag hat, dann kriegt er oder sie sein Lieblingsmenü. Dazu können sie auch Angehörige einladen. Gutes Essen ist für die Lebensqualität ja so wichtig! Für viele ältere Menschen sind die Essenszeiten ein Highlight im Tag. Wie wichtig Essen ist, haben wir auch bei der Weiterbildung für unsere Palliative Care-Zertifizierung gelernt. Auch wir von der Gastronomie sind einbezogen und weitergebildet worden. Für uns ist es deshalb selbstverständlich, Menschen in der allerletzten Phase ihres Lebens jeden noch so ausgefallenen Essenswunsch zu erfüllen. Da gibt's kein «Küche zu», «keine Zeit» oder «haben wir nicht». Wir haben schon Rum in Eiswürfel eingefroren, weil einer Bewohnerin danach war und sie nicht mehr trinken konnte.

Den Kontakt zu unseren Bewohnerinnen und Bewohnern finde ich sehr schön. Wir von der Gastronomie servieren ihnen die Mahlzeiten ja auch – und auch unsere Küchencrew hat Kontakt zu ihnen. Wenn unser Team nach dem Mittagessen selber isst, kommen viele Bewohner bei uns am Tisch vorbei und plaudern mit uns. Da lernt man sich schon kennen. Wenn jemand stirbt, ist das auch für uns sehr traurig. Weil die Menschen uns ans Herz gewachsen sind. Ja, ich bin wirklich am richtigen Ort hier. Auch, weil meine Arbeitszeiten es mir ermöglichen, genug Zeit für meine eigene Familie und meinen Sohn zu haben.

Mit
Freude
kochen
und
servieren



Juan Rey, 53, Mitarbeiter Unterhalt Immobilie

Ich komme ursprünglich aus La Coruña, im äussersten Nordwesten Spaniens. Aber wir leben seit vielen Jahren in der Schweiz – und seit zehn Jahren bin ich sogar Schweizer! Seit 25 Jahren arbeite ich jetzt schon im Johanniter im Unterhalt. Das tönt vielleicht langweilig. Ist es aber nicht. Ich liebe meine Arbeit, weil sie so abwechslungsreich ist, weil wir ein tolles Team sind und die Stimmung hier im Johanniter so gut ist.

Um 7.00 Uhr fängt mein Arbeitstag an. Da gibt's erst mal eine Besprechung mit dem Chef, und auf der Tafel in unserem Materialraum sehen wir, was zu tun ist. Wir machen alles, damit der Betrieb im Johanniter tipp-topp läuft: regelmässige Wartungen im Haus, Heizung, Lüftung, Lampenkontrolle und so weiter. Zimmer renovieren für Neueintritte. Wäsche holen und bringen. Den Abfall entsorgen. Gartenarbeit. Und ja, auch die Fische in unserem Aquarium füttern. Wir installieren auch die Weihnachtsbeleuchtung und helfen bei den Dekorationen in den verschiedenen Jahreszeiten. Und natürlich sind wir auch Chauffeure unseres Busses, wenn es Ausflüge gibt oder Bewohner kurzfristig zum Arzt müssen.

Vor allem aber sind wir da, wenn etwas dringend erledigt werden muss. Wenn ein Lavabo verstopft ist. Oder eine Lampe oder ein Schalter nicht mehr funktioniert. Dann gehen wir vom Unterhalt sofort rauf auf die Etagen und schauen zum Rechten. Das ist dann manchmal auch sehr lustig mit den Bewohnerinnen und Bewohnern. Zum Beispiel, wenn sie gerade am Singen sind oder Gymnastik machen. Da mache ich dann manchmal kurz mit – und sie nehmen mich hoch! Die Leute sind ja auch im Alter sehr unterschiedlich, nicht nur in der Jugend. Manche sind sehr charmant und lebenswürdig. Und fragen mich zum Beispiel zwischen Tür und Angel, ob ich ihnen nicht schnell ein Bild aufhängen könnte – und haben schon ein Schökeli parat für mich. Das mache ich natürlich sehr gerne, das ist ja selbstverständlich, auch ohne «Belohnung». Andere Bewohner sind etwas schwieriger. Da kommt dann eine Pflegerin oder ein Pfleger mit, quasi als «Bodyguard». Nein, nur Spass.

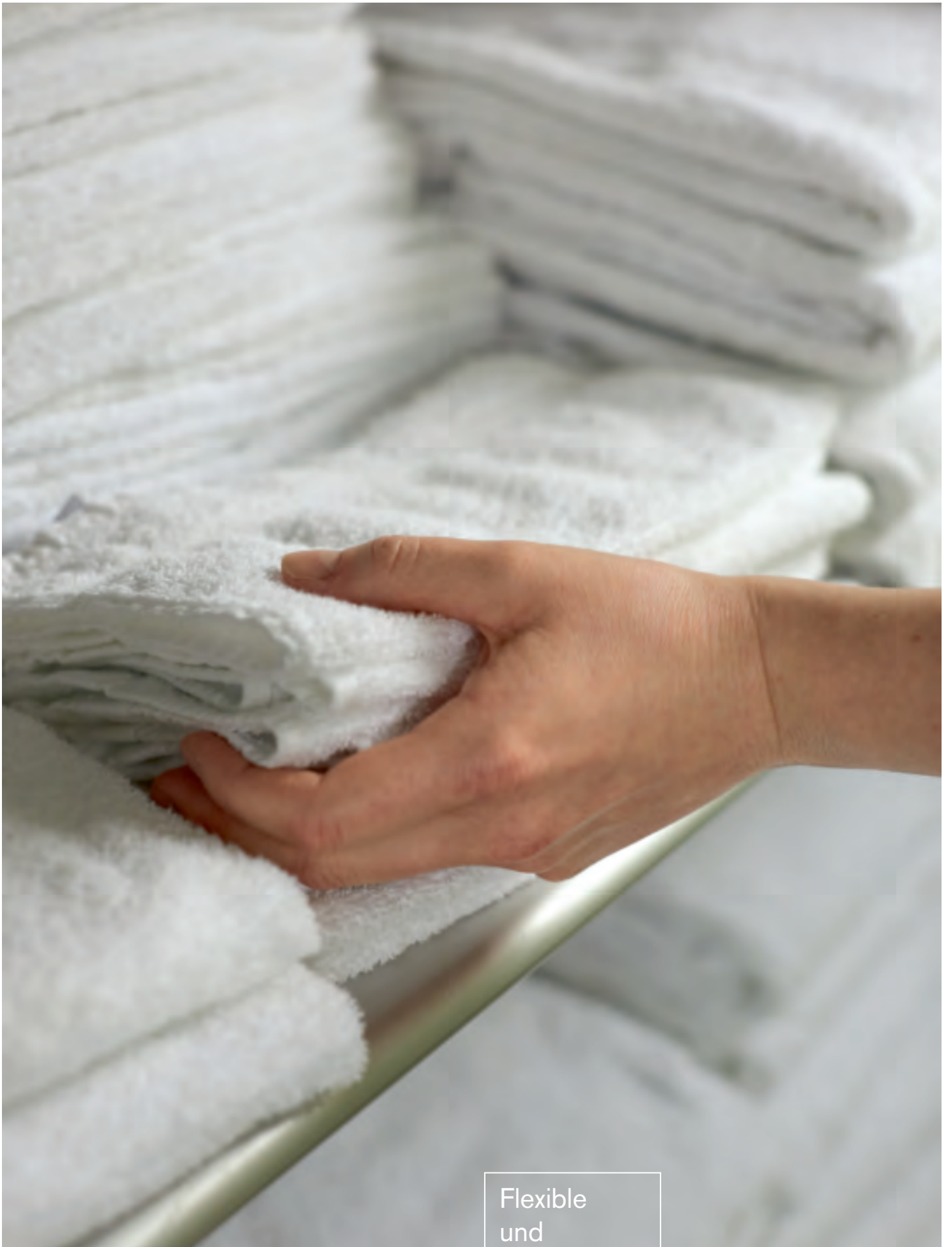
Ich habe die alten Menschen sehr lieb gewonnen. Und ich habe sehr viel gelernt von ihnen in den letzten 25 Jahren. Das merke ich immer, wenn ich in Spanien bin, wo meine alte Mutter lebt, die langsam dement wird. Mein Bruder, der zu ihr schaut, hat nicht so viel Erfahrung mit alten Menschen wie ich. Ich sage ihm dann: Das kenne ich gut. Sei doch nicht so ungeduldig! Ich war mal eher der harte Typ. Aber die Arbeit im Johanniter hat mich weicher gemacht, sensibler. Ich finde das gut.

Am Mittag nehme ich meinen Roller und fahre nach Hause. Immer. Ich wohne ganz in der Nähe. Dann koche ich und sehe meine Frau und unseren 18-jährigen Sohn. Ich finde so einen Tapetenwechsel sehr wichtig. Dann hat man wieder Kraft und ist frisch für die Arbeit am Nachmittag. Am Nachmittag putzen wir zum Beispiel die Küche. Aber richtig, auch die Decken. Nicht nur huschhusch, sondern gründlich. Um 16.30 Uhr habe ich Feierabend. Dann fahre ich mit meinem Roller wieder nach Hause. Alle drei bis vier Wochen habe ich Pikett, abwechselungsweise mit Markus Pfister, meinem Chef, und einem Kollegen. Wir vom Unterhalt sind an sieben Tagen in der Woche 24 Stunden lang erreichbar. Wenn etwas kaputt geht oder nicht funktioniert, dann kriegen wir einen Anruf von der Pflege – und schwupps sind wir da. Kürzlich gab es einen Wasserschaden um drei Uhr nachts. Da rückten wir sofort aus und haben den Schaden behoben. Manchmal gibt es auch Fehlalarme. Wenn der Feuermelder zum Beispiel anschlägt, weil eine Bewohnerin auf dem Balkon raucht. War nicht schlimm. Aber sicher ist sicher.

Am liebsten mache ich die Zimmer zurecht für neue Bewohnerinnen und Bewohner: alles sauber und gut herrichten, alles neu streichen und schauen, dass alles perfekt ist. Das ist ein gutes Gefühl. Wenn ich mal selber alt bin? Dann will ich selbstverständlich in den Johanniter, keine Frage! So lange ich kann, mache ich sicher Ferien in Spanien. Aber die Schweiz und der Johanniter sind mein Zuhause.



Rückgrat
des Hauses



Flexible
und
zuverlässige
Dienstleister

Karin Roth, 26, angehende Betriebsleiterin Facility Management HF

Ich komme aus dem Laufental, habe zuerst eine Ausbildung zur Fachfrau Hauswirtschaft EF gemacht und im Spital gearbeitet. Hauswirtschaft ist ein sehr vielseitiger Beruf, aber in den meisten Betrieben arbeitet man nur in einem einzigen Bereich, zum Beispiel in der Reinigung, Wäscherei oder in der Küche. Hier ist mein Arbeitsspektrum viel breiter. Ich arbeite im Lager, in der Logistik und in der Hauswirtschaft. Das hat auch mit meiner Zweitausbildung zu tun. Ich bin vor zwei Jahren im Johanniter ursprünglich als Fachfrau Hauswirtschaft angestellt worden. Jetzt mache ich ein Studium zur Betriebsleiterin Facility Management, das wollte ich schon lange. Zuerst dachte ich, dass das hier im Johanniter nicht möglich wäre. Aber sie haben es mir ermöglicht! Letzten August habe ich den dreijährigen Lehrgang begonnen.

Der Montag ist ein spezieller Tag, da geht es besonders fröhlich zu und her. Da arbeitet Herr S., ein Kollege mit geistiger Behinderung, bei uns an seinem geschützten Arbeitsplatz. Er wäscht die interne Wäsche bei uns im Haus: Servicetäschli, Lagermaterial, die Spezialhosen. Ich unterstütze ihn manchmal dabei. Die Berufswäsche, Bettzeug, Frotteewäsche und die Wäsche der Bewohnerinnen und Bewohner werden extern gewaschen. Wir von der Hauswirtschaft managen den gesamten Umlauf, und das sind Tonnen! Wir bestellen, kontrollieren, nehmen Sauberwäsche entgegen und verteilen sie, damit immer genug da und am richtigen Ort ist. Wir sind auch für die Bestellung der Inkontinenzprodukte verantwortlich. Und für die persönlichen Wäschetaschen unserer Kolleginnen und Kollegen. Drei Mal pro Woche entnehmen wir die Schmutzwäsche und füllen die Taschen mit sauberer Berufswäsche auf. Es ist gar nicht so einfach, eine faire Verteilung hinzubekommen. Auch das Zentrallager bewirtschaften wir.

Die Bewohnerinnen und Bewohner nennen mich «die Dame von der Wäscherei». Hauswirtschaft ist für diese Generation sehr wichtig: dass alles schön gebügelt ist, dass die Frotteewäsche im Schrank schön ausgerichtet ist und das Besteck in der Schublade

ordentlich drin liegt. Das schätzen sie. Ja, ich auch! Ich bin schon eine Perfektionistin.

Viele Bewohnerinnen und Bewohner denken, dass wir alles intern waschen. Dann kommen sie manchmal zu mir und fragen ganz verzweifelt: «Wissen Sie, wo mein Hemmeli mit dem blauen Krägli ist?» Dann machen wir uns auf die Suche und nehmen zum Beispiel mit der externen Wäscherei Kontakt auf. Letztes Jahr habe ich einen Validationskurs besucht, eine Weiterbildung, in der man lernt, professionell mit demenzkranken Menschen umzugehen. Das nützt mir in solchen Situationen. Ich rede dann mit der Bewohnerin und nehme sie ernst.

Im Johanniter gefällt mir, dass es hier sehr menschlich ist. Im Spital zum Beispiel geht es entschieden steriler zu, und zwar auch im übertragenen Sinn. Hier wird man mit dem Namen angesprochen. Man kennt sich, isst auch mit Kollegen aus anderen Bereichen, nicht nach «Revier». Viele sagen nicht «ich gehe arbeiten», sondern «ich gehe in den Johanniter». Oder man fragt nicht «schaffsch morn?», sondern «bisch morn au do?». Viele arbeiten seit Jahren hier, das sagt ja schon alles. Und das Personalfest ist immer ein Highlight.

Elsbeth Bobst, 80, freiwillige Helferin

Ich bin im Solothurnischen Deitingen aufgewachsen. Mein Mann in Mümliswil. Ich habe die Handelsschule gemacht und danach als Sekretärin in einer Schraubenfabrik gearbeitet. Das war sehr abwechslungsreich und spannend. Wir haben eine glückliche Ehe geführt, mein Mann und ich. Wir haben zwei Kinder.

Vor sechs Jahren ist mein Mann gestorben. Das war eine sehr schwere Zeit für mich. Ein Jahr danach hat mich Frau Moriz von der Pfarrei St. Anton angefragt, ob ich nicht Lust hätte, als Freiwillige im Johanniter mitzuhelfen. Also wenn Sie mich vor zehn Jahren gefragt hätten, ob ich in einem Alters- und Pflegeheim arbeiten wolle, hätte ich geantwortet: Kommt nicht in Frage! Aber der Tod meines Mannes hat vieles verändert. Ich habe hin und her überlegt und mir gesagt: Elsbeth, du bist jetzt allein. Du hast Zeit. Du hast ein gutes Leben gehabt, und eigentlich wäre es gut, davon etwas weiterzugeben und etwas Sinnvolles zu tun. Du kannst nicht ewig hinter dem Vorhang hocken und Trübsal blasen. Du musst dich ja nicht für immer verpflichten und kannst jederzeit wieder aussteigen, wenn es dir nicht mehr passt. Also habe ich zugesagt.

Seither helfe ich im Johanniter in der Gruppe der Freiwilligen mit. Wir sind rund fünfzig Leute, alte und junge, ganz verschiedene. Etwa zwei Mal pro Woche hole und bringe ich Bewohnerinnen und Bewohner zur Aktivierung, zum Gemüserüsten, begleite sie in den Gottesdienst in den Andachtsraum im Johanniter oder im Sommer in den Garten, bin bei Ausflügen dabei und gehe manchmal auch zum Arzt mit. Begleitungen zum Arzt wollte ich zuerst nicht machen. Ich weiss auch nicht, weshalb. Vielleicht, weil es mir zu nah war. Aber heute ist es selbstverständlich für mich. Manche der Bewohnerinnen und Bewohner können noch gut alleine gehen, andere sind im Rollstuhl. Vielen ist es einfach wichtig, dass sie nicht alleine sind und Gesellschaft haben.

Mit den Angestellten im Johanniter verstehe ich mich sehr gut. Wenn das nicht so wäre, würde ich mich auch nicht so engagieren, ganz bestimmt nicht. Ich

habe auch das Gefühl, dass meine Arbeit sehr geschätzt wird. Das zeigt und sagt man mir auch, Bewohnerinnen und Pflegende. Diese Wertschätzung ist schön und tut gut. Das Pflegepersonal ist überhaupt ganz wunderbar. Sie unternehmen viel mit den Bewohnerinnen und Bewohnern. Die Bewohner sagen auch fast alle, dass sie sehr froh seien, im Johanniter leben zu dürfen. Natürlich gibt es auch andere. Aber die sind wahrscheinlich nirgends wirklich zufrieden und überall unwohl, irgendwie.

Ich kümmere mich um ganz verschiedene Menschen. Ich will mich nicht auf bestimmte Personen fixieren. So komme ich auch immer wieder mit anderen Menschen in Kontakt. Sehr gerne begleite ich Bewohnerinnen und Bewohner zur Aktivierung, zum «Turnen». Das kann dann auch sehr lustig sein. «Jetzt kommt DIE wieder», witzeln sie manchmal. Und dann lachen wir alle zusammen. Je nach Tagesform sagen die Bewohner auch: «Heute bin ich müde, heute mache ich gar nichts, lasst mich einfach in Ruhe.» Das muss man akzeptieren. Dann machen sie halt nicht mit. Die Menschen haben alle ihr eigenes, langes Leben gelebt. Da soll ihnen im Alter niemand vorschreiben, was sie tun oder lassen sollen.

Früher hätte ich gesagt: Also ich will mal ganz bestimmt nicht in einem Alters- und Pflegeheim «landen». Ja: «landen», hätte ich gesagt. Heute sehe ich das anders. Ich bin auch heute noch ein sehr aktiver Mensch. Habe viele Freunde, bin auch viel alleine gereist und tue es noch immer. Aber wenn ich mal auf Hilfe angewiesen sein werde und es nicht mehr alleine schaffe, würde ich sehr gerne in den Johanniter gehen. Ich kenne ja viele hier. Mal sehen, was die Zukunft bringt.

An der Seite
der Bewohnerinnen
und Bewohner





Unmögliches
möglich machen

Michèle Luder, 29, Kaufmännische Angestellte Empfang

Ich habe das dreijährige KV gemacht und zwei Jahre lang am Basler Unispital gearbeitet. Dann wurde ich schwanger und wollte mein Pensum etwas reduzieren. Das ging nicht, im Unispital. Also habe ich gekündigt und war zuerst einmal sieben Monate lang zu Hause, mit meiner neugeborenen Tochter. Das war sehr schön, aber neben der Familie wollte ich weiter arbeiten, meine Ausbildung und meine Kompetenzen anwenden. Ich habe dann eine Stelle in einem Sekretariat angenommen. Aber, du meine Güte, das war chaotisch. Keine klaren Prozessabläufe, alles hepp chlepp und ohne Struktur. Das war nichts für mich.

Seit Mai 2016 arbeite ich im Johanniter. Fünfzig Prozent, zweieinhalb Tage die Woche. Das ist ideal für mich neben der Familie, der Betreuung unserer Kleinen. Und so eine schöne, anspruchsvolle, vielseitige Arbeit, in der man so viel mit ganz unterschiedlichen Menschen zu tun hat! Meine Vorgängerinnen im Johanniter haben mir eine perfekte Checkliste übergeben, so dass ich mich nahtlos einfädeln konnte. Überhaupt bin ich hier im Johanniter sehr herzlich empfangen worden. Es ist ein sehr spezieller Ort. Schon nach einem Monat fühlte ich mich nicht mehr fremd.

Am Morgen verteile ich erst die Post. Und die ist umfangreich bei so vielen Bewohnerinnen und Bewohnern. Ich führe die Adresslisten nach, hänge Informationszettel auf für die vielen Veranstaltungen bei uns, verteile die Zeitungen, organisiere Besichtigungen für Interessierte, verwalte und verteile die Warteliste für unseren Johanniter in Zusammenarbeit mit der Abteilung Langzeitpflege, organisiere zusammen mit den Angehörigen Zügeltermine, erledige administrative Arbeiten mit dem Amt für Sozialbeiträge, auch mit dem Zivilstandsamt, wenn jemand bei uns gestorben ist. Ja, das ist traurig, aber es ist auch schön, die Zugehörigen intensiv unterstützen zu können.

Manche Bewohnerinnen und Bewohner können ihre eigenen Angelegenheiten nicht mehr selber regeln. Also sammeln wir alle anfallenden Pendenzen in einem eigenen Dossier und organisieren das dann mit den

Angehörigen oder mit den Beiständen zusammen, damit unsere Bewohnerinnen und Bewohner damit nicht belastet sind. Und dann bin ich natürlich DIE Drehscheibe gegen aussen und innen am Telefon. Oft rufen Zugehörige an, weil ihre Liebsten nicht abnehmen. Weil sie zum Beispiel im Speisesaal sind oder, im Sommer, im Garten oder Park. Oder auf Besuch bei anderen Bewohnern. Also versuche ich, sie zusammenzubringen. Oder Mitarbeitende von uns fragen mich: Hey, Michèle, könntest Du mir nicht schnell . . . Es sind nicht alle aus allen Bereichen so vertraut mit dem Computer wie ich. Dann mache ich das gerne schnell für sie: irgendwelche Etiketten oder aktuelle Zusammenzüge von Informationen. Was auch immer.

Die Bewohnerinnen und Bewohner sind mir schon sehr nahe. Eine Bewohnerin zum Beispiel war todunglücklich, als sie plötzlich nicht mehr besucht wurde von einer Freundin. Sie hat mir so leid getan! Ich habe alle Altersheime und Spitäler angerufen, um die Freundin ausfindig zu machen. Ich habe dann herausgefunden, wo die Freundin war. Und bin mit der Freundin am Arm dann zu unserer Bewohnerin und habe gesagt: «Luege Sie emoll, wär ich do mitbring!» Ihr Strahlen und das Glück in ihrem Gesicht, das werde ich nie mehr vergessen.

Klar gibt es auch Menschen bei uns, die aggressiv sind. Weil sie verwirrt sind und in einer ganz anderen Welt leben. Es haben mich auch schon Bewohner angebrüllt. Weil sie überzeugt waren, dass ich sie bestohlen hätte. Oder sie wollten sofort Geld, das ich ihnen nicht geben konnte. Nun ja, das ist halt so in einem Alters- und Pflegeheim. Ich versuche dann, sie zu besänftigen. Meistens gelingt es mir. Wenn gar nichts mehr hilft und auch meine Chefin, Frau Wunderle, nichts mehr ausrichten kann, holen wir die Pflegebezugsperson von der Abteilung. Dann ist dann alles wieder gut. Ok, ich bin dann die «Böse». Aber egal. Die Situation hat sich dann wieder beruhigt.

Anouschka Michel, 18, Lernende Fachfrau Betreuung Betagte und Arbnor Dedinca, 19, Lernender Fachmann Betriebsunterhalt

Anouschka Michel Ich bin im Bachgraben-Quartier aufgewachsen. Eine Nachbarin war wie eine Oma für mich. Ich hatte sie sehr lieb. Dann kam sie in den Johanniter, und ich habe sie oft besucht. Deshalb habe ich mich hier auch für eine Lehrstelle interessiert.

Arbnor Dedinca Meine Mutter ist Schweizerin, mein Vater stammt aus dem Kosovo. Im Kosovo ist der Respekt gegenüber älteren Menschen sehr gross. Meine Grossmutter lebt noch dort. Ich finde es schön und bereichernd, mit älteren Menschen zusammen zu sein.

AM Alte Menschen haben eine so reiche Lebenserfahrung, von der wir Jungen so viel lernen können! Und ich wollte immer einen Beruf, in dem ich etwas «Gutes für die Welt» tun kann.

AD Ich wollte einen vielseitigen Beruf im technischen Bereich erlernen. Nicht einen, bei dem man den ganzen Tag dasselbe tut. Ich habe sehr viele Bewerbungen geschrieben und viele Absagen erhalten. Oft erhielt ich nicht mal eine Antwort. Vielleicht wegen meines Namens. Das finde ich nicht richtig.

AM Der Johanniter schaut die Bewerbungen schon sehr genau an. Ich habe mich eigentlich für eine FaGe-Ausbildung interessiert (Fachfrau Gesundheit). Dann hat mich der Johanniter eingeladen, meine Bewerbung ausführlich mit mir besprochen und mir geraten, vorerst eine Ausbildung als FaBe zu machen (Fachfrau Betreuung Betagte). Ich konnte dann einen Schnuppertag machen, wurde toll betreut und fand: Das gefällt mir! Und jetzt bin ich hier im dritten Lehrjahr. Ich will mich nach dem Lehrabschluss aber noch weiterbilden.

AD Auch meine Bewerbung hat der Johanniter sehr genau studiert, das hat mich richtig aufgestellt. Es ist ein grosses Glück, dass ich im Johanniter meine Lehre machen darf. Ich habe mal bei einem Maler eine Schnupperwoche gemacht. Aber der hat mich vor allem in seinem Privathaus arbeiten lassen und herumkommandiert. In vielen Lehren im technischen Bereich ist es ja so, dass man vor allem Gipfeli holen muss und der Knecht ist. Ich als Lehrling würde das auch hier tun, aber natürlich ist es super, wenn man wirklich etwas lernt und ernstgenommen und gefördert wird. Ich werde hier als Fachmann Betriebsunterhalt ausgebildet und bin auch im dritten Lehrjahr. Das Tolle ist, dass man bei dieser Berufsausbildung Fachwissen aus dreissig Branchen lernt: Sanitär, Elektriker, Reinigungsfachmann, Gärtner, Heizung... alles. Das ist enorm vielseitig.

AM Bei der FaBe-Ausbildung lernen wir im Gegensatz zur FaGe-Ausbildung mehr über Aktivierung und Psychologie. Wir Lernende aus den verschiedensten Bereichen haben im Johanniter aber auch die Möglichkeit, uns über unsere Fachgebiete hinaus regelmässig auszutauschen. Dafür sorgt Frau Stöcklin, die Berufsbildungsverantwortliche im Johanniter. Zwei Mal im Jahr gibt es einen Ausbildungstag für alle Lernende mit Essen und auch einem gemütlichen Teil. Da können wir ganz offen über Schulprobleme reden und sagen, wo wir zusätzlich Unterstützung brauchen. Wir bekommen auch Feedback, wo wir uns noch verbessern müssen. Feedback und Unterstützung bekommen wir zwar auch durchs Jahr, aber an diesem Ausbildungstag sind nur wir Lernende im Mittelpunkt. Das finde ich toll.

AD Zum Beispiel gibt uns Frau Stöcklin Feedback auf unsere Arbeitsdokumentationen. Wir müssen ja in unserer Berufsausbildung Lerndokumentationen zusammenstellen mit Fotos und Arbeitsberichten. Damit wir den eigenen Lernstoff möglichst gut als persönliches Nachschlagewerk gebrauchen können.

AM Das ist wichtig, damit wir unser Handeln reflektieren können. Es ist wichtig, aus Fehlern zu lernen und Alternativen zu prüfen. So lernt man am meisten.

AD ... und da ermahnt uns Frau Stöcklin manchmal, dass wir das noch etwas besser und häufiger machen sollten.

AM Ja, genau! Dabei ist es in der Berufsschule schon ziemlich streng, echt. Mega viel Stoff zum Lernen.

AD Im ersten Jahr war es bei mir auch mega streng. So viele verschiedene Fachgebiete auf eine einzige Berufslehre konzentriert ... da rauchte mir manchmal schon der Kopf.

AM Arbi und ich arbeiten ja in ganz verschiedenen Bereichen. Wir können aber trotzdem voneinander lernen. Nicht nur bei den Lerndokumentationen. Ich habe zum Beispiel gelernt, dass man vielleicht erst mal checken sollte, ob der Stecker richtig eingesteckt ist bei einer Maschine, bevor ich den Unterhalt rufe ... ! Lach nicht !

AD ... und ich lerne von Anouschka, wie man unsere Bewohnerinnen und Bewohner professionell pflegt und was wichtig ist. Oder Anouschka ruft uns an und braucht zum Beispiel eine Signaluhr für einen Bewohner, der verwirrt ist. Das ist eine Uhr, die piepst, wenn

Attraktiver
Ausbildungsplatz
für engagierte
junge Menschen



man das Haus verlässt. Das ist wichtig, damit nicht jemand unbemerkt das Haus verlässt und sich verirrt. Dann komme ich rauf auf die Etage und wir passen das gemeinsam an.

AM Im Johanniter zu arbeiten ist schön. Schon nur die Lage! Ich denke das immer wieder, wenn es einen besonders schönen Sonnenaufgang oder Sonnenuntergang gibt, den wir vom Haus aus ja so gut sehen. Die Atmosphäre ist überhaupt sehr harmonisch. Man geht sehr respektvoll miteinander um. Es ist ein Miteinander und nicht Gegen-einander. Das spürt man auch als Lernende.

AD Das hat mit den Menschen zu tun, die hier arbeiten, glaube ich. Auch mit der Leitung. Ich könnte mit meinem Beruf auch irgendwo sonst arbeiten. Aber im Johanniter ist es schon sehr speziell.

AM Etwas muss ich noch loswerden: Es gibt Leute, die einfach sagen: O, so toll, was du machst! Klar ist der Beruf toll, aber auch sehr anspruchsvoll. Wir von der Pflege haben täglich mit Menschen zu tun, die dement sind und zum Beispiel dreissig Jahre nach dem Tod ihres Partners noch verzweifelt nach ihm rufen. Das braucht sehr viel Einfühlungsvermögen und sehr viel Fachwissen, damit wir den Menschen gerecht werden. Ich bin mit meinen 18 Jahren noch jung. Aber manchmal komme ich heim und habe Rückenschmerzen und bin sehr erschöpft. Körperlich und seelisch. Unser Beruf wird in unserer Gesellschaft ganz allgemein viel zu wenig wertgeschätzt, auch lohnmässig. Ich finde das ungerecht.

AD Das geht mir manchmal auch so. Viele denken, dass Fachangestellte im Betriebsunterhalt, «Hauswarte», nur ein bisschen Treppen wischen und ab und zu eine Glühbirne auswechseln. Völlig falsch. Heute ist das gerade in grösseren Betrieben eine sehr komplexe Aufgabe, die viel professionelles Management und Know-how erfordert.

Blick zurück zu den Anfängen



Ehemaliger Schlachthof auf dem heutigen Areal des Johanniter, 1982

Von Anfang an engagiert: Frauen im Johanniter

Nach meiner Pensionierung bei der Amtsvormundschaft Basel habe ich ein paar Jahre lang im Sozialdienst der katholischen Pfarrei St. Anton gearbeitet. Vor der Eröffnung des Johanniter hat die Pfarrei St. Anton mich beauftragt, mit Hélène Geiser von St. Peter und Lydia Mahler von St. Johannes in der Heimkommission des künftigen Johanniter mitzuarbeiten. Wir haben unsere Vorschläge eingebracht und im Hintergrund mit viel Herzblut recht viel Arbeit in dieses ökumenische Projekt investiert. Wir drei Frauen waren ein tolles Team. Wir haben die Bewohnerinnen und Bewohner vor ihrem Umzug zu Hause besucht und dann im Heim dem Personal bei der Einrichtung der Zimmer geholfen (Betten beziehen, Wäsche einräumen etc.).

Freiwilligenarbeit in Altersheimen war vor dreissig Jahren gar nicht üblich. Wir haben die Freiwilligen geschult und wurden selber geschult, unter anderem in den Bereichen praktische Ökumene, Ernährung und Gesundheit im Alter und im Rollstuhltraining. Wir haben auch Ausflüge und Musiknachmittage organisiert. Um den Bewohnerinnen und Bewohnern die Teilnahme am Gottesdienst zu ermöglichen, haben wir sie in ihren Zimmern abgeholt und zum Andachtsraum begleitet. Ein kleines Team von Freiwilligen konnte zudem mithelfen bei der Sterbebegleitung. In allem war der Heimleitung und uns immer wichtig, dass die Grenze klar war: Wir waren Freiwillige und ersetzten keineswegs die professionelle Pflege.

Dass sich Freiwillige im Johanniter vielfältig engagieren, ist bis heute glücklicherweise so geblieben. Der ökumenische Geist ist für mich wesentlich, und ich hoffe, dass er im Johanniter erhalten bleibt. Meine persönliche christliche Prägung war und ist für mein Engagement entscheidend. Dienen, Spiritualität und der Glaube an transzendente Werte haben heute in unserer Welt nicht mehr dasselbe Gewicht. Das bedaure ich.

Hilda Marti, 94,
in der Gründungszeit des Johanniter vor dreissig Jahren
und viele Jahre danach freiwillige Helferin

Ich gehöre nicht zur Gründergeneration, gehe aber seit 1999 im Johanniter ein und aus, seit meine Mutter hierher gezogen ist. 2003 ist sie gestorben. Nun wohnt mein Partner hier. Das Haus ist mir deshalb seit langem sehr vertraut, auch weil ich mich hier seit vielen Jahren als Freiwillige engagiere. Ich habe zum Beispiel auch das Liederbüchlein zusammengestellt, das beim Singen benutzt wird. Ich habe immer noch grosse Freude daran!

Die hohe Lebensqualität für Bewohnerinnen und Bewohner im Johanniter hat ganz sicher auch mit dieser Freiwilligenarbeit zu tun, die von Anfang an etabliert worden ist. Das «Gründungstrio» Hilda Marti, Hélène Geiser und Lydia Mahler hat hier ganz ausgezeichnete Pionierarbeit geleistet. 2012 hat das Koordinationsteam für Freiwilligenarbeit, in dem damals Heidi Moriz, Ulla Gasser und ich sass, den Basler «Prix schappo» erhalten. Dass wir und die langjährige Freiwilligenarbeit im Johanniter mit dem Preis auch eine öffentliche Anerkennung erhalten haben, hat uns enorm gefreut.

Wenn ich auf die vergangenen Jahre zurückblicke, so denke ich: Die Koordination, der Einsatz und die Betreuung der Freiwilligen haben sich im Lauf der Zeit professionalisiert, bis schliesslich 2013 eine 50%-Stelle dafür geschaffen wurde. Auch die Pflege hat sich stark verändert. Die Palliative Care wurde einbezogen. Die Pflege ist umfassender geworden. Pflegenden sind heute stärker gefordert, sind doch die Bewohnerinnen und Bewohner heute älter und meist pflegebedürftiger, wenn sie in den Johanniter eintreten.

Ich komme aus der Krankenpflege und leitete die Schwesternschule am Kinderspital Basel. Aufgrund all meiner Erfahrungen bin ich überzeugt, dass der Johanniter eines der fortschrittlichsten Heime in Basel ist. Nicht zuletzt deshalb, weil auch architektonisch von Anfang an neben einigen Ehepaar-Zimmern Einzelzimmer mit Balkonen und Blick auf den Rhein eingerichtet wurden.

Trudy Lustenberger, 76,
2012 zusammen mit Heidi Moriz und Ulla Gasser
mit dem «Prix schappo» ausgezeichnet

Wie sich Lebenskreisläufe schliessen

Mein Leben hat es so gewollt, dass ich heute an jenem Ort arbeiten darf, an welchem ich auch aufgewachsen bin. Als ich im Kindergartenalter war, zog unsere Familie in eine der neu erbauten Genossenschaftswohnungen an der Mülhauserstrasse 36, gleich gegenüber dem heutigen Johanniter. Meine Mutter wohnt noch heute dort. Auf dem Areal des Johanniter befand sich damals noch der alte Schlachthof, wo mein Vater als Metzger arbeitete. Das Schlachthofareal hat mich als Kind unheimlich beeindruckt. Nach der Schliessung des Schlachthofs 1970 wurde das leerstehende Areal für uns in mutigen Knabenstunden zum verbotenen und deshalb umso spannenderen Abenteuerland. Dort gingen wir auf Expedition, zwischen den stattlichen Mauern und dem grossen Wasserturm.

Im Johanniter bewahren wir noch heute zahlreiche Dokumente aus der Gründerzeit auf, aus den Achtzigerjahren. Ich habe sie auf unser Jubiläum hin durchstöbert. Erstaunlich, wie viel Raum für grosse, gemeinnützige und quartierbezogene soziale Projekte damals noch bestand. Und wie eng die Vernetzung zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Akteuren damals war: Quartiervereine, Politik, Kirchen, einzelne Persönlichkeiten. Sie alle hatten ein gemeinsames Ziel: den Bau eines vom Quartier und den Kirchen gemeinsam getragenen ökumenischen Alters- und Pflegeheims. Dass damals allein für das Gründungsfest 220 000 Franken budgetiert und die Mittel gemeinsam beschafft werden konnten, wäre heute wohl sehr viel schwieriger.

Das Engagement der ehrenamtlichen Mitglieder des ersten Stiftungsrats war enorm. Renommiertere Persönlichkeiten, darunter viele Frauen, haben den heutigen Johanniter aufgebaut. In jener Zeit, in der Alters- und Pflegeheimplätze rar waren, hat sich auch der Kanton Basel-Stadt für den Johanniter eingesetzt und damit zum Gelingen dieses Grossprojekts massgeblich beigetragen. Dazu gehört nicht zuletzt, dass der Kanton Basel-Stadt der Stiftung das wunderbare Areal des alten Schlachthofs im Baurecht zur Verfügung gestellt hat. Der heutige Johanniter ist das Ergebnis all dieser Engagements auf ganz verschiedenen Ebenen. Überdies ist der Johanniter

ein stattliches und von den Architekten Florian Vischer und Georges Weber klug konzipiertes Gebäude, das noch heute den Ansprüchen an ein modernes Pflegeheim gerecht wird.

Beim Durchstöbern alter Dokumente sind mir viele Namen wieder begegnet, die in meinem Leben eine Rolle gespielt haben. Domherr Andreas Cavelti, Pfarrer zu St. Anton, hat mich getauft und meine erste Beichte abgenommen. Zum Glück nicht im dunklen Beichtstuhl, sondern in der hellen Sakristei. Im Johanniter las er bei der Grundsteinlegung am 7. September 1984 aus der Bibel, später war er selber Bewohner im Johanniter.

Theres Zigerlig war Mitglied der «Studienkommission Alters- und Pflegeheime Basel» und in der Baukommission engagiert. Später war sie meine langjährige Chefin und Mentorin im Bürgerspital, wo ich mit ihr zwölf wertvolle Berufsjahre erlebt habe. Armin ab Egg war erster Präsident des Stiftungsrats mit viel Pioniergeist. Von 2013 bis zu seinem Tod im Januar 2017 lebte auch er im Johanniter. In der Todesanzeige schrieben wir: «Es war uns eine Ehre, dem Gründungspräsidenten gute drei Jahre ein Zuhause gegeben zu haben. Wir erfreuen uns jeden Tag am guten Wirken des Mitbegründers vor 30 Jahren, indem wir in diesem schönen Hause arbeiten dürfen.»

Ein ganz spezielles Erlebnis sind auch die Begegnungen mit jenen Müttern und Vätern meiner Spielkameradinnen und Spielkameraden von damals, mit welchen ich vor fünfzig Jahren als Kind an der Mülhauserstrasse aufgewachsen bin. Heute darf ich dafür sorgen, dass diese betagten Mütter und Väter im Johanniter ein beschütztes, geborgenes und gutes Leben haben. Eine schöne Aufgabe, bei der sich Lebenskreisläufe schliessen und informelle Verträge und Verpflichtungen zwischen den Generationen eingelöst werden. Ich bin dankbar, meinen persönlichen Beitrag zur erfolgreichen Geschichte des Johanniter leisten zu dürfen.

Urs Baudendistel,
Leiter Alters- und Pflegeheim Johanniter



Johanniter, 1987



Alters- und Pflegeheim Johanniter
Mülhauserstrasse 35
CH-4056 Basel
T +41 61 321 41 92
www.aph-johanniter.ch